

Ditha Brickwell
MACHT UND MUSIK

Das Dach der Philharmonie in Berlin brannte (nur ein kleiner Teil davon; nach Schweißarbeiten war ein Schwelnest zurückgeblieben, hatte irgendwann Dämmaterial erfaßt, Nahrung gefunden, eine gelbe Wolke als Signal gesetzt). Kaum war der Alarm ausgelöst, brach in einem nervösen Flimmern die Stadt umher nieder. Chaos! Die Fahrzeuge drängten sich, Straßenstücke leerten sich, Verbindungsrohre verstopften, empfindliche Gelenke versagten den Dienst. Das Gliedergeschöpf Stadt antwortet im Gleichton auf die Stimmung seiner tausenden Wesen – die stehen und schauen, kommen und starren, weichen nervös aus, suchen Fluchtwege, stauen sich neu. Im hysterischen Schwenken vieler in ungeahnte Richtungen geht die Verkehrsordnung unter. In den Massen der Staunenden, Gefangenen und Verwunschenen sahen wir einzelne schwarzgekleidete Herren schwarze wunderlich geformte Kästen forttragen – unbeirrt ihren Schatz retten, durch alle Zustände.

Der Schaden war nicht groß. Die Feuerwehr ging behutsam vor, das Dach wurde gerettet. Die Spielsaison auch. Nur: bis alle Sicherheitsfragen durchleuchtet und mit Bürokratien abgeklärt würden, war eine große Konzertsaison obdachlos. Das ABC der geschickten Geschäfte verlangte nach der Dialektik der Steigerung: aus einem Unglück ein Ereignis machen lautete die Losung – in einem Rösselsprung die Hemmnisse überspringen und neue Stahnen von Anziehungskraft aussenden. Die Konzerte wurden in eins gefügt und in die Waldbühne verlegt – dazu weitere 10 000 Neugierige eingeladen, das Überleben der Philharmonie zu feiern.

Die Waldbühne: Sie ist die freundliche kleine Schwester des Olympia-Stadions in Berlin. Das große Stadion, von Werner March in den Zwanziger Jahren geplant, grub in unsere Kultur-Erinnerung jedoch Szenen von Masse und Macht ein. Leni Riefenstahl hatte die olympischen Spiele 1936 in betörende Lichtkaskaden und Sonnenreflexe übertragen – die Macht über die Massen kommt traumhaft daher, befreit von Schweißgeruch und Schmerzgefühl – nicht die entmündigten Einzelnen nehmen wir wahr, nur die einmütige Menge, gezähmt in grauweißer Schönheit der Bewegungen.

Die Waldbühne nun: vom jüngeren Bruder Walter March hinter dem Westeingang des Stadions gebaut, ist ein steiles Dreiviertel-Rund von Stufen für 20 000 Gesichter, mit einer Krone aus Waldbäumen ringsum, im altgriechischen Maß ein selbstverständlicher Schwung, von der Klarheit und Kühle eines Tongefäßes.

Eine breite Allee führt den Menschenstrom, aus der Richtung der Schnellbahnstation, vom Wiesenparkplatz, aus Villenstraßen, von Wegen und Pfaden her – in gleichmäßiger Bewegung sich verdichtend – zum Oval des Vorplatzes. An den Eingängen stauen sich die Gehenden, alte und Junge, Wohlgekleidete und sommerlich Leichtfüßige, Stammgäste der Musik und Neugierige, die nur das unerwartete Ereignis anzieht, rücken vorwärts, sickern einzeln durch die Schleusen des Sicherheitsdienstes.

Innen, im leuchtenden Licht der Abendsonne ist die Schüssel bald gefüllt mit Köpfen und bunten Schultern, ein Schwirren von Stimmen und Flippen der Bewegungen; auf den steilen Stufen und den Verteilungsringen breitet sich gleichmäßige Unruhe aus, der Atem der Angekommenen, die Unrast der sich niederlassenden Menschenmasse. Sie wird niemals sich eindämmen lassen, zur Ruhe kommen; allseits aufgewühlt ist sie, vielfältig gefüttert von eingebunden, zu reden, zu rufen, Brezel zu holen. Niemals wird diese Brandung wohligen Daseins enden.

Da rauscht Applaus auf, legt sich als Schaldecke über die Stimmen und Raschelgelüste – bricht ab und hinterläßt eine horchende Stille. 20 000 Menschen – Konzertgeher, Kultur-Flaneure, Hilfskräfte, Zaungäste – lauschen. Sir Simon Rattle, Chef der Philharmonie, redet.

Er dankt dem Schicksal, den Zuschauern, den Feuerwehrleuten – jeweils geordnet umjubelt diese Adressen – wieder Begrüßung, Schweigen, Ruhe, Spannung – Claudio Abbado, der Dirigent hebt den Taktstock. Maurizio Pollini spielt das Klavierkonzert Nr. 4 G-Dur von Ludwig van Beethoven: Die Töne perlen und purzeln, das Orchester setzt ein. Und ein Flugzeug kommt (eine Rundflug Junkers, laut im Niedrigkurs) und der Wind scheucht die Melodienschwalle aus den Verstärkerboxen hier hin und dorthin. Doch wir alle nehmen dies nicht wahr, wir erfinden gemeinsam das Gleichgewicht der Laute und Läufe neu. Die berühmte Piano-Passage: das Klavier unter Pollinis Fingern antwortet in höchster Genauigkeit, wir kennen das, wir wissen um den Mythos Pollini, der Wind stößt rauschend in der Baumkronen, ein Kinderruf, Papa, Papa, er fällt in den Rund in klirrender Deutlichkeit, aber wir sind in einer gemeinsam geglaubten, gemeinsam erlebten Stille, die das ungeheure, in der Klangfolge genaue, pulsierende Spiel unterteilt, erläutert, emporhebt – wir sind in der Stille des vollkommenen musikalischen Gedankens, im Augenblick der Ewigkeit – alle. Der Wind rauscht, der Falke schreit, wir hören gemeinsam nicht hin, wir sind gemeinsam getragen, im Sinn, im Kunstwerk.

In der Pause zerfällt noch einmal das Massengeschöpf in 20 000 plaudernde Köpfe, wandernde, müßige Gestalten. Jedoch – zunächst lautlos, übernimmt wieder Ordnung die Herrschaft. Der Aufmarsch der Chöre beginnt. Zwei Berufschöre in langen Kolonnen, in gleichmäßig schwarzer Kleidung, gleichmäßiger Bewegung, von symmetrischen Quellorten her, füllen sie die Hinterbühne. Und dann kommen die Kinder. In gleichmäßigem Schreiten füllen sie die steilen Seitentreppe. 400 Kinder aus sieben Berliner Schul- und Kirchenchören. 1000 Menschen auf der Bühne in schwarz gekleideter – Disziplin, betrachten 20 000 Zuhörende im Rund, die schauen aufmerksam auf den Bühnenraum herunter.

Schicksalsschläge, Himmelsrufe tragen die Musik, das Te Deum von Hector Berlioz. Das Forte der Chöre, der helle Klang der Kinderstimmen, die Zusammenkunft der Vielen in einem rhythmischen Schreiten, der Überschlag auf uns, die Gegenüberseienden, ist so stark, daß wir alle ein Ton werden, ein Hall, ein Sinn; es ist ein einziger Gedanke von Hoffnung und Furcht, der über uns stürzt – über Sänger und Ordner, Abonnentinnen und Neugierige, Feuerwehrmänner und Kinder – und uns mitnimmt. Unvergeßlich. Wird die schreitende Melodie im Gedächtnis aller Köpfe weiterschwingen.

Ein Freund, der sorgfältig die Massenereignisse des Dritten Reiches beschrieb, nannte jene den Kernpunkt treffend: die Enteignung des Persönlichen und Aufnahme in eine fremdbestimmte, getriebene Masse. Wir hier, an einer Stelle, die schon viele Aneignungen umrahmt hat, haben freiwillig unsere Aufmerksamkeit und Sehnsucht nach Anmut und Wucht hergegeben. Im Aufbrandenden Schußapplaus erhielten wir unseren persönlichen Eigensinn wieder zurück und zerfielen in anarchische Ströme privater Zufriedenheit.

Berlin 02.06.08